

Der Landbote.

Volkstümliche Kreibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1918.



Heimat.

Heimat, o liebtrautes Wort! In dir spiegelt die deutsche Welt klar sich und leuchtend!

Du bist ein Gefäß von Kristall, das alles, was deutsch ist, köstlich umschließet!

Der schwingende Klang bist du vom Menschen zum Menschen und bauest Brücken von Licht über unendliche Weiten.

Raum ist dir nichts; denn in dir ist Seele!

Tausend Tore springen auf und Gärten erblühen.

Wollen hebst du von unserem Leben, daß blaue der Himmel der Kindheit und lache die Sonne aus seligstem Tag.

Vater und Mutter hören wir reden und sind wieder Kind und strecken die Arme und lachen und lauchzen in Glüd. Unsere Kindesunschuld schauet uns an mit fragendem Auge. Uns ist, als läßten wir wieder zum ersten Male die süßen Namen: Vater und Mutter.

Die Friedesonntagsglocke erklinget. Abendläuten weht in die Träume.

Heimat!

Aus dir wächst empor des Geistes erhabene Welt, in dir wird sie immer von neuem geboren.

Bild um Bild zauberst du uns und erfüllst uns damit, daß wir reich sind wie Könige, reicher vielleicht denn sie. Denn Könige gibt es und Fürsten, deren Jugend durch Mauern getrennt war von dir, denen du niemals ganz sein konntest: Mutter!

Und das ist deine große, wahrhaftige Mütterlichkeit, daß du all deine Kinder umschließt mit der gleichen unendlichen Liebe. Arm und reich, hoch und gering gilt nichts vor dir; nur der Mensch ist dir wert.

Deine offenen Hände hältst du uns hin, und alle dürfen nehmen und wählen.

Und die werden sein die Reichsten im Lande, die zufrieden sind und kindlichen Herzens, die dich am heißesten lieben, die dessen schon glücklich sind, daß du bist.

Ein Tagelöhner kann sein ein heimlicher König!

Reinhold Braun.

Aus dem Leben.

Skizze von Ellen Neumert.

Lars, der Sohn des Schmiedes aus Sønderby, war ein Jahr nach seiner Konfirmation nach Kopenhagen geschickt worden, wo sein Onkel eine große Tischlerei besaß. Lars hatte nämlich viel Lust zum Tischlerhandwerk und war sehr geschickt mit den Händen. Vier lange Jahre hatte er in der Hauptstadt zugebracht, von morgens bis abends gearbeitet und sich amüsiert, soweit er in den Freistunden dazu Gelegenheit fand. Und nun hatte er seinen Gesellenbrief in der Tasche und war auf dem Heimweg nach dem kleinen Dorf, in dem seine Eltern wohnten.

Von der nächsten Bahnstation aus ging regelmäßig ein Wagen nach Sønderby; Lars saß auf dem Bod neben dem Kutscher, um die bekannten Stätten besser sehen zu können. Er hatte sich acht Tage Urlaub genommen, ehe er die gute neue Stelle antrat, die ihm angeboten worden war. Sein Gesellenstück, ein prachtvoller Kleiderschrank mit gewundenen Säulen und geschnitzten Türen, hatte Aufsehen erregt, und nun ging sein Ehrgeiz noch weiter. Aber erst wollte er nach Hause, um die Eltern zu besuchen, die ihn so lange nicht gesehen und ihn mit dem wenigen, was sie entbehren konnten, in all diesen Jahren unterstützt hatten.

Sie standen bereits draußen auf der Straße und schauten nach dem Wagen aus, der langsam heranraffelte. Lars sah sie schon aus weiter Entfernung. Und neben den Alten stand seine Schulfreundin Jeanette Petersen, die Tochter des Vaders. Sie

war drei Jahre älter als Lars, aber trotzdem waren sie an demselben Tage eingeseget worden. Väter Petersen war nämlich einer von den „Feinen“ des Dorfes und glaubte, es gehöre zur allgemeinen Bildung, seine Tochter nicht so früh konfirmieren zu lassen, wie die Bauern es zu tun pflegten. Jeanette brauchte ja nicht hinaus in die Welt, um sich ihr Brot zu verdienen. Er hatte Mittel genug, um sie zu Hause zu behalten. Bei einer Näherin, die ein wenig außerhalb des Dorfes wohnte, bekam Jeanette Unterricht in der Damenschneiderei, und Väter Petersen hatte dem Wunsch seiner Tochter gemäß versprochen, ihr nach vollendeter Lehrzeit einen „Salon für Anfertigung von Kleidern“ einzurichten.

Jeanette war nicht schön, dazu war sie zu düd und zu klobig; außerdem hatte sie vom Vater ein vorstehendes Kinn und von der Mutter ein etwas schielendes Auge geerbt — und von Kindheit an hatte sie stets nach der Seite geschieft, auf der Schmieds Lars ging oder stand. Aber sie war ein gutes Mädchen, das sagten alle Leute, und der Schulmeister sagte, sie sei auch ein tüchtiges, zuverlässiges Mädchen.

Lars und Jeanettes Eltern wohnten Tür an Tür, und alles, was die Kinder Gutes bekamen, teilten sie getreulich miteinander. Im Garten des Schmieds stand ein schöner Birnbaum, und Lars teilte freigebig die Früchte, die ihm zufielen, mit Jeanette, wie sie mit Lars all das ledere Weißbrot teilte, das sie bekam.

Auf diese Weise entwickelte sich zwischen den beiden Kindern eine stille Freundschaft. Als Lars konfirmiert war und fortgehen sollte, verabschiedete er sich von Jeanette hinter dem großen Stachelbeerstrauch. Jeanette weinte, und Lars tröstete sie. Nicht durch Küsse und Zärtlichkeiten — das lag ihm nicht — er pufte sie nur aufmunternd in den Rücken und sagte:

„Hör' doch auf zu heulen, ich geh' ja nicht nach Amerika, in vier Jahren komm' ich wieder und seh' nach, ob Ihr noch am Leben seid!“

Dann fuhr er ab. Die große Holzkiste mit seinen Sachen wurde auf dem Wagenverdeck und er selbst im Wagen untergebracht. Die Straße war voller Menschen, die Lars ein Lebewohl zuwinkten und ihm Glück auf den Weg wünschten.

Die Tränen brannten ihm in den Augen, aber über die Backen kamen sie nicht, Lars kämpfte dagegen wie ein Mann. Als sie jedoch um die Ecke bogen und die Bäume das Haus der Eltern verbargen, brückte er sich in den äußersten Winkel des Wagens und hielt das große, rotgewürfelte Taschentuch, das die Mutter ihm gegeben hatte, vor die Augen.

All dessen erinnerte sich Lars, als er nun dort oben auf dem Kutscherbod saß, im Begriff, nach den langen Lehrjahren wieder heimzukehren. Er war groß und hübsch geworden und war gut gekleidet — er sah aus wie ein feiner Herr. Auch die breite Bauernsprache hatte er einigermaßen abgelegt und sprach nun ein wunderliches Gemisch von Kopenhagener und heimischem Dänisch. Von denen daheim hatte er in der großen Stadt wenig gesehen und gehört, die Briefe an Jeanette waren allmählich bis auf zwei im Jahre zusammengeschmolzen: einen Weihnachts- und einen Geburtstagsbrief. Lars hatte nämlich viel schönere und flottere Mädchen getroffen als Jeanette, Mädchen mit Spigenträgen und gekräuselten Stirnhaaren, die die Erinnerung an die Tochter des Vaders verdunkelten.

Aber nun stand sie da — mitten auf der Straße — neben seinen Eltern, und strahlte vor Wiedersehensfreude und Erwartung. Sie lachte mit zwei funkelnden neuen Vorderzähnen — Lars erinnerte sich genau, daß ihre eigenen nicht in Ordnung gewesen waren. Und einen neuen Hut hatte sie auf mit großen hellblauen Schleifen, der sie schrecklich kleidete.

Nun hielt der Wagen, und Lars sprang ab, direkt den Eltern in die Arme. Dann kam Jeanette an die Reihe. Es sah aus, als erwarte sie auch eine Umarmung, doch Lars beschränkte sich auf einen kräftigen Händedruck. In der Stube drinnen war der Kaffeetisch gedeckt, und Jeanette brachte einen ganzen Haufen Kuchen.

Und dann mußte Lars erzählen von allem, was er in der Hauptstadt erlebt hatte, und er mußte sein Gesellenstück, den Schrank, beschreiben und seinen Gesellenbrief zeigen, das Zeugnis, das zu erreichen die Eltern ihren einzigen Jungen fortgegeben, das Papier, das zu erwerben sie gespart und gedarrt hatten. Und nun hatte Lars ihnen dafür Freude und Ehre gemacht. Er hatte sich die Tüchtigkeit angeeignet, die ihm eine schöne Zukunft sichern konnte. Der Schmied entfaltete sorgsam das große weiße Papier, setzte die Brille auf und las; dann lachte er vergnügt:

„Ein tüchtiger Junge, ein tüchtiger Junge!“

Die Mutter goß Kirchschnaps in die kleinen Gläschen und man stieß mit großer Feierlichkeit an.

* * *

... Lars hatte all die alten Freunde und all die bekannten Stätten begrüßt, nun wußte er nicht, was er hier noch vornehmen sollte und begann, sich nach dem Stadtleben, nach der Arbeit und den Kameraden zu sehnen. Er fand, es sei in dem alten Dorf langweilig und eng geworden, es war, als stiehe das Leben hier völlig still. Besonders die Nachmittage waren so unendlich lang. Ganze Stunden saß er draußen am Waldgatter und piffte. Er hatte in der großen Werkstatt so viele Melodien gelernt, besonders hatte er sich die Melodie von „Jeanette“ gemerkt, und die kam fast immer gleichsam von selbst. Jeanette lächelte glücklich, wenn sie Lars pfeifen hörte, sie hielt es für eine Art Liebeserklärung, ein Signal, einen Ruf, und sie verfolgte Lars von morgens bis abends. Sie hatte bei der Schneiderin Urlaub genommen, um während der kurzen Zeit, da der Schulfreund daheim war, seine Gesellschaft zu genießen. Wo Lars auch immer war, begleitete Jeanette ihn — über Gräben und Bäume, über Felder und Wiesen folgte sie ihm, der sich jedoch nicht im geringsten um ihre Gesellschaft zu kümmern schien. Je fähler er aber war, desto eifriger wurde Jeanette.

Bäder Petersen bat seine Tochter, zu Hause zu bleiben, doch weder Bitten noch Drohen half; Lars wirkte wie ein Magnet.

An einem der letzten Tage vor seiner Abfahrt hatte Lars einen weiten Spaziergang über die Felder in den Wald hinaus gemacht. Es war ein schöner Tag, er setzte sich an das Gatter, dachte an die Stadt, die Arbeit und die Kameraden und piffte seine Lieblingsmelodie „Jeanette“. Im nächsten Moment sah er die wohlgenährte Gestalt Jeanettes an der Biegung des Weges zum Vorschein kommen. — der Wald hatte sie bisher verborgen. Sie hatte ihren neuen Hut auf und trug einen großen Kragen, der hinter ihr her wehte wie eine Fahne. Sie kam nämlich in vollem Trab heran und war hochrot im Gesicht. Lars tat, als hätte er sie nicht gesehen, sprang rasch über das Gatter und ging weiter, die Hände in den Hosentaschen. Das Gatter war ziemlich hoch und Jeanette ziemlich plump, er glaubte nicht, daß sie es wagen würde, hinüberzusetzen. Doch sie sammelte ihre Röcke und trock über das Hindernis.

„Lars, Lars!“ rief sie außer Atem.

Lars mußte stehen bleiben. „Warum läufst du denn so?“ fragte er.

„Du bist ja so rasch gegangen“, pustete Jeanette und trocknete sich die Stirn.

„Was willst du von mir?“ fragte Lars und sah nicht gerade freundlich aus.

„Ich wollte gern in einer Sache deinen Rat hören.“

„Na...?“ fragte Lars und setzte sich an den Grabenrand. Jeanette setzte sich neben ihn. Sie riß Gräser mit den Wurzeln aus und schien nicht recht zu wissen, wie sie beginnen solle.

„Was gibt's?“ fragte Lars wieder.

„Meinst du, daß ich dem Besitzer Olsen auf „Rasmies Lust“ heimleuchten soll?“ fragte Jeanette endlich und wurde dunkelrot im Gesicht.

„Was meinst du damit?“ fragte Lars erstaunt zurück.

„Olsen will mich heiraten“, antwortete sie und sah Lars an, als erwarte sie, daß ihre Worte eine entsetzliche Wirkung auf ihn üben müßten. Doch dieser schaute ganz ruhig und vergnügt darein.

„Ja so“, meinte er, „nun, da schlägst du wohl ein? Dabei ist doch nichts zu bedenken. Olsen ist ein tüchtiger Mann und „Rasmies Lust“ einer der besten Höfe der ganzen Gegend.“

„Er ist Witwer und hat drei Kinder“, antwortete Jeanette.

„Nun, was tut das“, sagte Lars, „du hast ja kleine Kinder gern.“

„Ja, namentlich der Kinder wegen heiratet er wohl wieder, glaube ich.“ Jeanette blickte nachdenklich in den Graben.

„Um so schmeichelter für dich, daß er dich zur Stiefmutter seiner Kinder wählt; ein Beweis dafür, daß er gut von dir denkt. Also, warum besinnst du dich noch?“ Lars sah sie fragend an.

„Ich hatte mir ja eigentlich gedacht, daß ich mich auf andere Weise verheiraten würde“, sagte sie.

„Man denkt so viel dummes Zeug“, sagte Lars.

„Und er ist ja eigentlich auch nicht der Mann, den ich zu heiraten dachte“, fuhr Jeanette fort, beständig starr zu Boden blickend.

„Das nicht“, warf Lars hin. „Aber der Mann, an den du denkst, hat vielleicht keine Lust, dich zu heiraten und auch überhaupt keine Eile damit. Und vielleicht hat er dich gar nicht in der Weise lieb — sondern mehr wie eine Art Bruder, während Olsen dich gern mag und deiner bedarf.“

„Du meinst also, ich soll Ja sagen?“ fragte Jeanette, die Augen voller Tränen. „Und du wirst es mir nicht verargen?“

„Nein, ich gönne dir in jeder Beziehung alles Gute, Jeanette. Olsen wird dich wohl lieb haben, sonst würde er dich wirklich nicht auf seinen Hof holen wollen.“

„Ja“, meinte Jeanette, „wir haben auf dem letzten Erntefest soviel miteinander getanzt, und da sagte er, wenn ich hinkommen wollte, dann würde er den Hof meinethwegen umtaufen, so daß er „Jeanettes Lust“ heißen soll anstatt „Rasmies Lust“. Rasmie war ja seine erste Frau.“

„Das ist doch ein sehr hübsches Anerbieten“, meinte Lars.

„Und nun bekam ich heute morgen einen Brief von ihm, ob ich mich entschließen will“, fuhr Jeanette fort.

„So schreibe ihm nur: danke, ja! und fertig ist die Sache. Man soll das Glück nicht von sich weisen, und du wirst sehr zufrieden sein, mit Olsen sowohl wie mit den Kindern und dem Hof.“

„Glaubst du das wirklich, Lars?“ fragte sie und trocknete sich die Augen.

„Nein, ich weiß es“, antwortete Lars.

„Nun, so danke ich dir für den guten Rat!“ Sie reichte ihm die Hand. „Ich wußte nicht, daß du so weit von Sønderby fortgekommen bist“, fügte sie still hinzu, und Lars fragte nicht, was sie meinte.

Er ging nach Hause, um zu „paden“.

Und Jeanette ging nach Hause, um an Olsen auf „Rasmies Lust“ zu schreiben. Durch die Wand hörte sie Lars pfeifen: „Was willst du in dem grünen Wald, Jeanette?“

Sie legte den Kopf auf den Tisch und weinte.

„Die abscheuliche Melodie... die abscheuliche Melodie“, seufzte sie.

... Viele Jahre sind vergangen. Lars ist nun einer der tüchtigsten Tischlermeister in der Hauptstadt. Er hat mehrere Werkstätten und fünfzig Gesellen. Und er hat eine hübsche junge Frau, die Jeanette absolut nicht ähnlich sieht.

Auf Olsens großem, solidem Hof thront Jeanette als eine bide, würdige Matrone. Sie ist mit den Jahren nicht schöner geworden, aber Olsen ist zufrieden mit ihr, wie sie ist, und das kann er auch sein, denn Jeanette ist eine gute Frau und eine liebevolle Mutter für seine drei Kinder.

Jeanette ist glücklich und zufrieden, und wenn sie mit ihrem Mann in dem neuen gefederten Wagen durch den Wald fährt und an dem Gatter und dem Graben vorüberkommt, an dem ihre Zukunft entschieden wurde, so gedenkt sie des Jugendfreundes Lars voll herzlichster Dankbarkeit, weil er ihr geraten hatte, Hausfrau auf „Jeanettes Lust“ zu werden.

An des Dorfes steingefasster Quelle.

Von Otto Grünshlag.

Als in dunkler Vorzeit wandernde Horden die Sümpfe und Waldwildnis unseres Vaterlandes durchstreiften und einen Ort für dauernde Niederlassung suchten, da war sicherlich mitbestimmend für die Wahl des Platzes das Vorhandensein einer Quelle, die reichlich sprudelte und klares Wasser lieferte. Daß man einen Wohnort wählte und dann erst in die Tiefe grub, ob Grundwasser vorhanden sei, das sich zu Trinkwasser eigne und ausreiche zum Tränken des Viehes, das wird kaum vorgekommen sein. Jedenfalls sprangen in dem regenreichen, waldigen Lande Quellen in großer Menge. Man mag wohl zunächst um die Quelle eine Vertiefung gegraben haben, damit man mit Gefäßen schöpfen könne. Später ist wohl die Grube vergrößert und ausgemauert worden, daß sich das Wasser beim Schöpfen nicht trübe. Um das Eindringen des Regens und des schmutzigen Wassers der Umgebung zu verhindern, wurden zuletzt die Brunnenwände höher gebaut und das Ganze überdacht. Die steingefasste Quelle war fertig und hat in dieser Ausführung Jahrhunderte hindurch das Dorf mit Wasser versorgt. Der Brunnen schlang ein einigendes Band um alle, denen er das unentbehrliche Getränk spendete. In größeren Orten bildeten sich Brunnengemeinschaften, die sich sogar zu besonderen Brunnensekten zusammenfanden. Eigens dafür ernannte Brunnemeister hatten für die Instandhaltung der Brunnen zu sorgen.

Es ist mir nicht bekannt, ob schon einmal jemand vielleicht für volkstümliche Zwecke untersucht hat, welche Bedeutung den Brunnen im Volksleben, in Sagen und Märchen, auch in Geschichte

und Literatur zukommt; es wäre jedenfalls eine interessante und auch eine dankbare Aufgabe. Einen ganz kleinen Versuch nach dieser Richtung hin will ich unternehmen: Wie hoch unsere altgermanischen Vorfahren den Brunnen schätzten, erhellt daraus, daß sie ihn zum Träger für „die Erhaltung der Art“ machten. Aus dem Kinderbrunnen, der unter dem besonderen Schutz von Wodans Gemahlin Freia steht, holt Aebbar, der Storch, die kleinen Kinder. — Es sei auch auf die alten, in die heidnische Vorzeit zurückreichenden Märchen hingewiesen. Der böse Wolf, der die Geißlein so schändlich betrogen hat, muß im Brunnen elend umkommen. Viel bedeutungsvoller aber ist die Rolle, die der Brunnen im Märchen von Frau Holle spielt. Da ist er der Vermittler zwischen der wirklichen und einer märchenhaften Welt: Als die fleißige Tochter in ihrer Verzweiflung in den Brunnen springt, kommt sie, wie auch nachher die faule, häßliche Schwester, auf eine blumige Wiese mit dem wunderbaren Apfelbaum, dem seltsamen Backofen und der glütigen, aber gerechten Frau Holle. — „An eines Bornes Wasser, so lauter, kühl und gut“, findet der strahlende Held Siegfried durch Hagens heimtückischen Speerwurf den Tod. Des weiteren möchte ich an die anheimelnden Familiengeschichten des alten Testaments erinnern. Welch eine löbliche Erzählung ist das, wie Elieser, der treue Knecht, die Rebekka am Brunnen findet und erprobt. Und als der flüchtende, von Gewissensbissen gepeinigte Jakob durch den nächtlichen Traum getröstet worden war, „hub er am Morgen seine Füße auf und ging in das Land, das gegen Morgen liegt und sah sich um, und siehe, da war ein Brunnen auf dem Felde, und siehe, drei Herden Schafe lagen dabei; denn von dem Brunnen pflegten sie die Schafe zu tränken, und lag ein großer Stein vor dem Loch des Brunnens usw.“ Moses nimmt sich am Brunnen der von gewalttätigen Hirten zurückgebrachten Tochter Jethros an. Als letztes biblisches Beispiel sei noch die Geschichte angeführt, die uns den Herrn Jesus so ganz als Menschen und doch in seiner übermenschlichen Liebe und pädagogischen Weisheit zeigt; wie er in heißer Mittagsstunde müde, hungrig und durstig am Rande des Jakobsbrunnens sitzt, dann aber der leichtsinnigen Samariterin zu trinken gibt von einem Wasser, nach dessen Genuß den Menschen ewiglich nicht mehr dürstet. — Ich käme nun zur deutschen Literatur. Auf die vielen kleineren Gedichte, wie Hebbels: „Das Kind am Brunnen“, Rückerts: „Die Schilbröte im Brunnen“ usw. kann ich nicht eingehen. Nur Abschnitte aus zwei großen Meisterwerken seien in Erinnerung gebracht. In Goethes Hermann und Dorothea die Brunnenzene im 7. Gesang:

„Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten sich zu und grüßten sich freundlich
im Spiegel.

„Laß mich trinken“, sagte darauf der heitere Jüngling.
Und sie reicht ihm den Krug. Dann ruhten sie beide vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt.

„Laß uns“, fuhr sie nun fort, „zurück kehren! Die Mädchen
Werden immer getabelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwägen.“
Also standen sie auf und schauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.
Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.“

So lieblich das Bild ist, das Goethe uns hier gemalt hat, so ergreifend ist das andere, das er uns im Faust zeichnet, da, wo Gretchen und Lieschen sich am Brunnen treffen und Gretchen am Schluß in die herzerreißenden Worte ausbricht:

„Wie konnt ich sonst so wader schmälen,
Wann tät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Und segnet mich und tat so groß
Und bin nun selbst der Sünde bloß.“

Endlich mögen zwei Tatsachen beweisen, daß auch die Geschichte der Völker von Brunnen beeinflusst worden ist. Um Quellen, besonders um solche mit salzigem Wasser, entstanden zur Zeit der alten Germanen oft blutige Stammesfehden, wie der Geschichtsfundige weiß. Und unser Krieg in Südwestafrika war vielfach ein Kampf um den Besitz der Brunnen des dürren Landes.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen möchte ich übergehen zur Wiedergabe persönlicher Erinnerungen an drei Brunnen meines Heimatdorfes. Es sind der Milchburn, der Weiher und der Lamberich. Sie liegen unter meinem Elternhaus am Rande des Ortes. Nach Südosten steigt die Straße zu den Fuchstauten empor.

Uns Kindern kam der Weg unsagbar steil vor; wenn ich ihn jetzt betrachte, erscheint mir die Steigerung gering. Nach Süden liegen die Heide und der Büsch, erstere hauptsächlich aus Erlen, Eichen, Ahorn und viel Strauchwerk bestehend, letztere mehr Buchenwald. Wenn wir Kinder hineingingen, glaubten wir, es sei fast kein Ende zu erreichen. Als ich aber kürzlich mit einem Bekannten vom Salzburger Kopf auf das Gehölz herabfah, da merkte ich, wie klein es doch eigentlich ist. So ändern sich die Maßstäbe. Es sind nicht immer angenehme Gefühle, die einem überkommen, wenn man die vom Zauber der jugendlichen Phantasie umspinnene Ortschaften und Gegenstände in späteren Jahren mit anderen Augen betrachtet. — Nach Westen zu endlich begrenzt der Salzburger Kopf mit der über seinen Rücken hinziehenden schwarzen Schutthede das Gesichtsfeld. Unmittelbar an die Brunnen aber stößt ein Wiesengrund, der uns vom Herbst, wenn das Grummet eingerntet war, bis zum Frühling oft als Tummelplatz diente.

Doch nun zu den Brunnen selbst. Der Milchburn war, trotz seines lieblichen Namens, der unheimlichste. Zwar konnte man nicht leicht hineinfallen, denn er war ummauert und überdacht. An der vorderen Seite, die zum Schöpfen bestimmt war, erhob sich aber ein Stein bis zur Kniehöhe, so daß sich der Schöpfende mit den Beinen dawiderlehnen konnte und einen Halt hatte. Doch spielte man am Milchburn nicht gern. Er sah immer so schwarz und dunkel aus. Niemals spiegelte sich der Himmel in seiner kleinen Fläche, niemals drang ein Sonnenstrahl hinein; denn er war ja zugemauert und nur nach Nordwesten hin offen. Wenn man hineinblickte und unten in der kalten Tiefe sein Bild sah, dann überlief einen wohl ein Schauer, und man wich von dannen. Es regte sich auch kein Tier darin. Wiederholt fingen wir Fische in der Rister und setzten sie hinein; sie hielten sich aber nicht lange. Umso mehr war ich erstaunt, als ich vor Jahresfrist eine Anzahl alter und mehrere junge Fische lustig darin schwimmen sah. Daß sich die an den Bach gewöhnten Tiere in diesem stehenden Wasser halten und sogar vermehren, ist mir rätselhaft; früher kam es nicht vor. Ob's damit zusammenhängt, daß der Brunnen jetzt nicht mehr benutzt wird?

Vor dem unheimlich dunklen, kein lebendes Wesen bergenden Brunnen hatten wir aber alle eine gewisse Ehrfurcht, nämlich seines guten, vielgerühmten Wassers wegen. Das Dorf hatte längst Laufbrunnen, doch der Milchburn blieb in Ehren. Sein Wasser sollte im Winter wärmer, im Sommer kälter sein als das der Leitung. Tatsächlich kann ich mich nur auf einen Winter entsinnen, in dem es zugefroren war. Und das will gewiß auf dem hohen Westerwald etwas heißen. Wer im Sommer recht durstig war, der ließ sich Milchburnwasser holen. Ja, man schrieb seinem köstlichen Raß sogar Heilwirkung zu. Man wußte verschiedene Fälle, in denen schwerkrank Daniederliegende Verlangen nach Milchburnwasser äußerten und nach seinem Genuß wieder gesund wurden. Diese Tatsache hat mich in einer Vermutung gestärkt, deren Richtigkeit ich gerne feststellen möchte. In einem Vortrag über „Bonifatius letzte Fahrt durch die Wetterau“ hörte ich, daß in der Gegend, durch die sich der Leichenzug mit dem toten Kirchenfürsten bewegte, noch heute viele Brunnen seien, die den Namen Mönch-, Mönch- oder Minchbrunnen führten. Da kam mir plötzlich der Gedanke: sollte nicht auch der Milchburn meines Heimatortes einst Mönch-, Mönch- oder Minchburn geheißen haben? Was man seinem Wasser alles nachrühmt, macht den Gedanken noch wahrscheinlicher. Doch als ich mich nun ganz vergewissern wollte, da verlagte die Stelle, an der ich sichern Aufschluß zu finden hoffte. Ich ließ mir das Lagerbuch der Gemarkung geben; doch es ging bloß bis zum Jahr 1796 zurück und hatte schon die Form Milchburn. Nur war einmal an dem Wort „Milch“ radiert und später mit anderer Tinte etwas geändert. Möglich wäre ja, daß der Schreiber des Lagerbuches aus dem ihm vorliegenden, jetzt nicht mehr vorhandenen Buche die Form „Minch“ abgeschrieben und ein Bürgermeister später das Wort geändert hat. Doch ich konnte das nicht feststellen.

Unmittelbar neben dem Milchburn lag der Weiher. Ein „Dorfteich“, wie ihn Junge in seinem gleichnamigen Buche schildert, war er nicht, und doch für uns Kinder äußerst interessant. Sobald die Frühlingssonne seine dicke Eisbede hatte zergehen lassen, erwachten die Frösche in seinem Schlamm und suchten auszuführen, was sie sich nach Goethe im Traum versprochen hatten: wie die Nachtigallen zu singen. Wenn's auch nicht so klang, so freute sich doch groß und klein über ihr Frühlingskonzert. Freilich mußten die Erwachsenen, daß sich die Quaker noch einmal zurückziehen mußten. Es kam regelmäßig noch einmal ein Rückschlag zu winterlichem Wetter, das die muntern Musikanten wieder zum verstummen brachte. Bald nach ihrem Auftreten schwammen rings am Rand und an den seichten Stellen des Weihers die dicken Klumpen des Laiches. „Fräsegeschlorrer“ wird es treffend genannt. Nicht lange dauerte es und der ganze Weiher wimmelte von den schwarzen „Keilköpfen“. Wie räumten die Enten unter ihnen auf! Wir Ruben beobachteten mit Spannung die Entwicklung der

Tiere, wie zuerst die Hinterbeine hervorkamen, dann die vorderen Gliedmaßen sich zeigten, der Schwanz zusammenschrumpfte und spurlos verschwand. Aus den Kaulquappen wurden Frösche. Nach einem warmen Regen stiegen sie ans Land. Dann hüpfen sie so massenweise umher, daß Leute, die um ihre Herkunft keinen Bescheid wußten, auf den Gedanken kamen, es habe Frösche geregnet.

Hin und wieder wurden Frösche von gefühllosen Zungen gefangen und gequält. Glücklich als die Frösche waren in dieser Beziehung die Molche. Die rührte keiner an, denn sie galten für giftig. Auch vom Egel ließ jeder die Finger, weil man fürchtete, sie würden sich an der Hand festsaugen, wie wir sie oft mit der Haftscheibe an den Steinen der Umfassungsmauer festigen sahen. Eifrig stellten wir dem „Wasserkäfer“ (Gelbrand) nach und setzten ihn in ein Glas.

Es ist ein schöner Sommertag. Das blaue Himmelszelt ist flach ausgespannt von den Fuchslauten bis zum Salzburger Kopf. Vom feuchten Wiesengrund dringt würziger Heuduft zu uns heran. Im Walde schweigen die Sänger.

Stumm ist das All. Die Wäldermassen,
Die Felder sind in Blau getaucht.
Die satten Gluten, sie ergassen
Mit ihrer Kraft, was lebt und haucht.
Und doch in dieser heißen, stummen
Dichtflut, wie klingt es leise hin
Durch süßen Flimmer, süßes Summen.
Das sind des Sommers Melodien.
Und sonst kein Laut, kein Hauch, kein Schatten,
Ein Weih nur, der im Blau sich wiegt;
Goldlichtumlastet ruhn die Matten
Und lauschen, wie die Sonne siegt.

Stieler.

Wir stehen am Ufer des Weihers und sehen hinein. Ei, da stehen ja die beiden dicken Ufereschen im Wasser auf dem Kopf. Nun fährt ein fühlender Windhauch daher und streift die glänzende, glatte Fläche. Der Baum fängt an zu zittern, zu hüpfen, immer ungestümer, er löst sich auf in einzelne Stüde, die sich trennen und wieder vereinigen, aber immer mehr auseinander geraten und sich endlich nicht mehr wiederfinden. Das anfangs so scharf umrissene Schattenbild hat sich völlig aufgelöst in den leise schaukelnden Wellen. Grün und schwarz gefleckte Libellen mit langem, dürrer Hinterleib, biden gläsernen Augen und langen, schmalen, wasserhellen Flügeln schweben über dem Wasser hin, verschwinden eine Zeitlang und kehren immer wieder zurück. Sie lassen sich auf einem Blatt, einem Grashalm oder einer Stange nieder zu kurzer Rast. Es ist nicht die Freude an der leichten Bewegung in der angenehmen Sommerluft, die das Tier so unermüdlich seine Flügel gebrauchen läßt, wie wir als sinnige Betrachter leicht denken. Es sind Jagd- und Beuteflüge. Das Tier will seinen Hunger stillen. Am Ende des Weihers, wo das Wasser flach ist, hüpfen die unruhigen Bachstelze von Stein zu Stein, und wenn sie sich gesetzt hat, wippt sie unaufhörlich mit dem langen Schwanz. Bachstelze heißt sie im Volksmund vom Schwanz (Sturz). Nun geht's gegen Abend. Erquickende Kühle umsäbelt uns. Aus der Gede tönt jetzt vielstimmiges Vogelkonzert an unser Ohr. Deutlich erkennen wir aus dem vollen Chor das starke Flöten der Amsel und das Singen der Drossel. Auch über dem Weier stellen sich jetzt Vögel ein. Es sind die gern gesehenen, sauberen, zierlichen Schwalben. Sie schnappen nach den tanzenden Mücken, lassen sich aber auch oft so tief herab, daß sie das Wasser streifen und ein Bad nehmen. Wir Buben suchen uns Schieferstücken, Scherben, platte Steine und werfen sie flach auf das Wasser, daß sie nicht einsinken, sondern immer weiterhüpfen, nachdem sie niedergesunken sind, oft bis zum jenseitigen Rande hin. — Die Nacht naht, doch nicht als feindseliger Gegner des Tages, der seine Werte zerstören will, sondern als wohlthuender Freund. Lange noch sind sie nebeneinander. Es ist, als könnten sie sich nicht trennen. Ermüdet vom langen, harten Tagewerk suchen die Bewohner des Dorfes die Ruhestätte auf. Durch die offenen Fenster dringt noch lange vom Boden herauf und vom Baum herab das scharfe, schrille Rixen der Grillen, und die ganze Nacht durch tönt's vom Brunnen her: „Unk, unk, unk.“

Stille ruht die weite Welt;
Schlummer füllt des Mondes Horn,
Das der Herr in Händen hält.
Nur am Berge rauscht der Born.

Greif.

Noch muß ich des fröhlichen Geplauders gedenken, das gewöhnlich Montags am Weier anhub, wenn Frauen und Mädchen sich einstellten, die Hemden zu waschen und mit dem Bleuel auf dem großen, platten Stein auszuklopfen. Hier wurden auch die langen Leinwandstücke nach der Bleiche „geschwenkt“ und in der Nähe getrocknet und dann dem reichen Leinwandgeschäft in der eichenen Kiste hinzugefügt.

(Schluß folgt.)

Umschau.

* **Kaffeegrund als Viehfutter.** Der Krieg hat uns bereits über den Wert mancher Abfälle belehrt, die früher sorglos beiseite getan wurden. Zu den bisher aber noch wenig beachteten Abfallprodukten gehört der Bodensatz des heute in Ermangelung von Bohnenkaffee gern verwendeten Malz- und Gerstenausses. Wie Tierarzt Dr. J. A. Hoffmann in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse mitteilt, ist man jetzt im Felde auf den Gedanken gekommen, diesen Bodensatz als Futtermittel zu verwerten. Die Fütterungsversuche, die die landwirtschaftliche Abteilung der Etappeninspektion einer Armeeabteilung in ausgedehntem Maße anstellte, waren bisher von bestem Erfolge begünstigt und haben keine Nachteile und schädlichen Folgen der Verfütterung des Kaffeegrundes erkennen lassen. Es ergab sich, daß der Kaffeegrund im nassen und trockenen Zustande verabreicht werden konnte, aber da frischer Kaffeesatz leicht verdirbt, so scheint ein Trocknungsverfahren ratsamer zu sein. Wenn keine Trockneren vorhanden oder in erreichbarer Nähe sind, kann der Kaffeesatz auch an der Luft getrocknet werden. Zur Verfütterung, die an alle Tierarten erfolgen kann, vermischt man den Kaffeesatz mit Kleie oder anderem Futter, wobei man etwa die Hälfte der sonst üblichen Kleiemenge durch Kaffeegrund ersparen kann. Natürlich sind diese Untersuchungen noch nicht abgeschlossen und erst die Erfahrung wird lehren, wie dieses neue eigenartige Erzeugnis und Zusatzfuttermittel am vorteilhaftesten verfüttert werden kann. Auch eine eingehende chemische Untersuchung des Kaffeegrundes auf seinen Gehalt an Nährstoffen könnte von Bedeutung sein. B.

* **Über die Giftigkeit von Taxus und Alaxie** werden in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse von Direktor Lau einige nähere Mitteilungen gemacht. Daß die Blätter des Taxus giftig sind, hat das österreichische Heer in Italien zu seinem Schaden erfahren müssen, da ihm eine Anzahl Pferde nach dem Genuß der in diesem Lande so häufigen Pflanze eingegangen ist. Das Gift der Eibe ist ein Alkaloid, das „Taxin“ genannt worden ist. Besonders giftig wirkt es auf Säugtiere; so ist eine Infusion von 0,117 g für Hunde in $\frac{3}{4}$ Stunden, von 0,026 g für Katzen und von 0,08 g für Kaninchen tödlich. Es kommt im Holze, in der Rinde, in den Blättern und in den Samen der Eibe vor; dagegen enthalten der schön rotgefärbte Kelch der Samen und die jungen Blätter kein Taxin. Auch das Holz scheint weniger giftig zu sein, was schon daraus hervorgeht, daß es vielfach, namentlich in den Brennäen, zu Trinkschälchen verwendet wird. Das Rindvieh scheint für das Taxin weniger empfindlich zu sein; in manchen Gegenden von Tirol gewöhnen die Bauern das Vieh geradezu an Taxus. Im Kanton Bern hat der häufig vorkommende Taxus viel von Rindvieh- und Ziegenfraß zu leiden und nimmt ganz den Habitus des „Geißes Tannli“ (Verbisslichte) an. Werthwürdigerweise scheint auch das Alaxienlaub oder vielmehr die Rinde nur für Pferde eine giftige Wirkung auszulösen, während Schafe und Ziegen das Laub sehr gern annehmen. An Schafen, die mit dem Laub und den noch nicht verholzten Zweigen der Alaxie gefüttert wurden, ist keinerlei nachteilige Wirkung bemerkt worden.

* **Beobachtungen beim Angeln.** Manchmal will es beim Angeln garnicht klappen, obwohl alle Voraussetzungen für einen „guten Fangtag“ gegeben scheinen und der Nachbar schon eine ganze Menge gefangen hat. Die Ursache liegt, wie ein erfahrener Angler in St. Hubertus erzählt, in oft wenig beachteten, weil scheinbar nebensächlichen Kleinigkeiten. Es handelt sich da immer um das allzeit rege Mißtrauen der Fische, das man, ohne es zu ahnen, geweckt hat und das sie von dem gefährlichen Gegenstande fern hält. Ein etwas unsanftes Betreten des Ufers vergränt für längere Zeit sämtliche Fische, ebenso eine ungünstige Stellung bei steilfallendem Sonnenlichte. Dabei erhöhen sich die Schwierigkeiten, wenn nicht vom Ufer, sondern vom Boot aus geangelt wird. Das Boot allein ist schon ein Gegenstand, dessen Anblick die Fische verschrecken kann, und dann teilt sich von ihm aus jeder Stoß und jede noch so geringe Erschütterung dem Wasser mit. Der aufmerksame Angler erkennt mit einem Blick, ob Hindernisse vorliegen, die er beseitigen kann. Wenn sich z. B. der Schatten der Berte im Wasser spiegelt, ist meistens jede Hoffnung umsonst; vielleicht daß einmal ein kleiner Barsch in seiner Eier herankommt, alle andern Fische machen Kehrt, ehe sie in den Bereich der Angel kommen. Der Schatten muß daher stets im Rücken liegen; kann man das Ufer nicht wechseln, so soll man sich entweder nur des weit geworfenen Blinkers bedienen oder mit einem ganz kurzen Stod hart am Ufer fischen. Der Schatten der Berte hat schon manchen Anglertag um den Erfolg gebracht. B.